

Herr und Knecht [Fortsetzung]

Autor(en): **Müller, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **27 (1962-1963)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Etwas mehr als hundert Jahre blieb unsere Kirche, von kleineren Aendierungen abgesehen, in diesem Zustande. 1896 erhielt Schatzungsbaumeister Marti in Diegten den Auftrag, Kirche und Turm aussen neu zu verputzen, und im selben Jahr ersuchte der Diegter Gemeinderat das Kirchen- und Schulgut um einen Beitrag, «es möchten in der dortigen Kirche gothische Sprüche und über dem Portal ein Schutzdach angebracht werden». Von der Kommission des Kirchen- und Schulgutes wurde daraufhin ein Posten in den Voranschlag für 1897 für ein Vordach aufgenommen, und im folgenden Jahr brachte man ein blechernes Dächlein an⁸². 1896 hatte Diegten auch noch «die Anhandnahme des Verputzes des Inneren der dortigen Kirche» gefordert⁸³. Das Kirchen- und Schulgut scheint jedoch darauf nicht eingetreten zu sein, denn 1898 lesen wir in seinem Protokoll: «Mit Zuschrift vom 22. März ersucht Herr Pfarrer Hermann Bay in Diegten, die dortige Kirche möchte anlässlich der Aufstellung einer neuen Orgel frisch herausgeputzt und angestrichen werden. Das Bauinspectorat erachtet diese Arbeit als notwendig und ersucht um Bewilligung des hiefür nöthigen Credits von ca. frs. 550.—, da diese Arbeit auf dem Budget von 1898 nicht vorgesehen ist»⁸⁴. Der geforderte Betrag wurde bewilligt und die Arbeit kurz darauf durchgeführt. Wahrscheinlich wurden diesmal die Wände mit Sprüchen verziert, wie das schon früher gewünscht worden war. 1936 wurde der Turm beim Einbau einer neuen Uhr um etwa 1 m erhöht und frisch verputzt. Seither krönt ihn auch ein von Walter Eglin entworfener Wetterhahn.

Herr und Knecht

Von *Gustav Müller*

V. Vom Holzhauen

Dreieggigi oder viereggigi Schyter

Holzspalten war mir von jeher eine liebe und kurzweilige Beschäftigung. Dabei gehen die Gedanken auf Reisen und holen aus der Erinnerung bald dieses, bald jenes Münsterchen hervor. Fast wie von selber ergibt es sich, dass mir der *Wegmacher* meines früheren Wohnortes vor Augen steht. Strassauf und strassab fand er einst überall Gelegenheit, seine Schaufel niederzustellen und sich mit den Dorfbewohnern über ihre augenblickliche Tätigkeit in ein Gespräch einzulassen. Noch erinnere ich mich seiner Unterhaltung mit einem an der Strasse holzspaltenden Bauernsohn. Dem gab er den Rat, dem Scheit in seiner Hand noch einen Axtstreich zu geben. Er fügte als Begründung seiner Weisung die Erklärung bei: «Das isch doch emol sicher, zwöi Schyter gäben en erger Füür, wede nummen eis.»

Es steht auch mein einstiger Nachbar *Ulrich Mischler* (1869—1947) vor meinen Augen. Als er einmal vor mir stehen blieb und meiner Arbeit zusah, fragte er mich: «Machet dir dreieggigi oder viereggigi Schyter?» Das komme nicht so sehr darauf an und ergäbe sich von Fall zu Fall selber. Das wollte aber mein Nachbar nicht gelten lassen und er hob an, mir ein Erlebnis zu erzählen, worin die Form der Scheiter eine wichtige Rolle gespielt hatte. Er musste weit in die Vergangenheit zurückgreifen.

«Jetzt musst du bald in die Rekrutenschule. Daraufhin könntest du dir noch etwas Sackgeld verdienen.» So habe eines Tages sein Vater zu ihm gesprochen und ihm einen Franken in die Hand gedrückt. Frohgemut habe er sich aufgemacht und habe sich von seinem Heimatdorf im Schwarzenburgischen westwärts gewandt, um im «wälsche Heuet» sein Glück zu versuchen. Dieses blieb ihm aber nicht hold. Das eintretende Regenwetter setzte dem

Heuen bald ein Ende und so blieb unserem guten Ulrich nichts anderes übrig, nach der ersten besten Arbeit zu greifen, die aufzufinden war. Nachdem sein bescheidenes Zehrgeld verbraucht war, schätzte er sich glücklich, in der Stadt bei einem Holzhändler eine Anstellung als Holzspalter zu finden. Die neue Arbeit war ihm wohl vertraut und er packte sie kräftig an. Aber wer beschreibt sein Erschrecken, als zur Mittagszeit sein neuer Meister erschien und mit der geleisteten Arbeit gar nicht zufrieden war. Denn die Form der Scheiter war nicht seinen Erwartungen entsprechend ausgefallen. Er hatte allerdings versäumt, dem neu eingestellten Arbeiter vorzuschreiben, dass er nur dreikantige Scheiter spalten sollte. Denn der Holzhändler brauchte solche, um Bündel zu bilden, welche von Eisenreifen umschlossen waren. Solche Bündel dienten als Mass zum Verkauf. Sie konnten aber nur mit Hilfe dreikantiger Scheiter richtig gefüllt werden. Somit war die Arbeit des ganzen Vormittags nutzlos gewesen und der Holzspalter wurde kurzwegs entlassen. Die Frau des Holzhändlers hatte Erbarmen mit dem ungeschickten Bauernsohn. Sie reichte ihm einen Teller Suppe und steckte ihm ein «Feufbätzli» zu, bevor sie ihn seines Weges ziehen liess.

Vom Stöckle

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts kannte man im mittleren und obern Baselbiet noch den Begriff «Stöckle». Das bedeutete, mit Pickel und Reuthaue das beim Holzfällen nicht erfasste Holz — besonders Wurzelstöcke — aus dem Waldboden hervorzugraben und den Ertrag dieser Arbeit in Säcken oder Hutten heimzuschaffen.

Eine Frau, die ihrem Manne das Essen brachte oder Beeren suchte, sah der Arbeit der stockgrabenden Männer interessiert zu. Nach einer Weile äusserte sie sich: «Wenn i gwüsst hätt, ass eso vill Holz im Bode weer, hätt i der letscht Winter in der Chuchi no mehr verbrennt!»

Von Wellenmachern

Ein Titterter war in der Nähe «vom olte Schloss» (Ruine Rifenstein) mit Wellenmachen beschäftigt. Ein Vorübergehender sah dieser Arbeit eine Zeitlang zu. Verwundert fragte er den Wellenmacher, warum er auch immer die untersten und dicksten Bengel und Aeste zuerst herausreisse. Das mache ihm doch allerhand Mühe und sei seiner Arbeit hinderlich. Zur Antwort erhielt er den Bescheid, am Nachmittag komme dann der Sohn des Wellenmachers. Dieser könne dann das leichtere Holz nur oben drabnehmen!

Da schickte ein Bauer seinen Knecht am «Hirsmentig» ins Feld zum Wellenmachen. Diesem war der Auftrag gar nicht willkommen. Dementsprechend war auch seine Anstrengung nicht so überwältigend. Man denke, an einem «heiligen Fasnachtsmontag»!

Am Abend erkundigte sich der Meister bei seinem Untergebenen über das Ergebnis der Arbeit. Auf die Frage, wieviele Wellen er gemacht habe, war die Antwort des Knechtes: Drei, und erscht no byget!»

N.B. Zum Beigen braucht es allerdings mindestens drei Stück!

Ein anderer Bauer schickte seinen Knecht ebenfalls ins Feld. Er solle das umherliegende Baumreis zu Wellen vereinigen. Als Zwischenverpflegung gab er ihm ein Stück Brot mit. Der Knecht fand dieses Stück für einen Imbiss recht unansehnlich und klein. Der Meister tröstete ihn, er möge das Brot in das herniederrauschende Bächlein tauchen, dann schwelle es auf und werde schon grösser. Als der Knecht nach der Heimkehr nach seiner Leistung gefragt wurde, nannte er eine geringe Zahl von Wellen. Der Meister war darüber unzufrieden und tat sein Missfallen an dieser geringen Arbeit kund. Da sprach ihm der

Knecht zu: Der müesst se derno nummen e chlei ins Bächli legge, derno wärde si scho grösser!»

Die beiden Holzer

Wochenlang schon liegt die Hofstatt vergraben unter einer dicken Schneedecke. Nur wer mit den bäuerlichen Winterarbeiten vertraut ist, kann vermuten, was sich unter den unförmigen Buckeln und Hügeln der Schneedecke verbirgt.

Aber der nahende Frühling wird auch dem Uneingeweihten bald verraten, was sich unter dem Schnee versteckt hält. Unermüdlich jauchzt und lärmt die Spiegelmeise und schmettert ihr fröhliches «D Zyt isch do!» über die Hausgärten hinweg in die Welt hinaus, sei sie grau oder heiter. Eines Tages rinnt es von der Dachtraufe hernieder, und auf dem Hausplatz erkennt man die Gestalt der vorher so ungeformten Gebilde. Dort reckt sich ein dicker, gekrümmter Ast in die Höhe. Seine schwarze Rinde lässt erkennen, dass wir es mit «bäumigem» Holz* zu tun haben. Kräftige Wurzelstöcke kommen aus dem verschwindenden Schnee zum Vorschein und lassen sich von der wärmenden Frühlingssonne trocknen.

Jetzt ist es Zeit, dass der Hausplatz geräumt wird. Zwei junge, kräftige Burschen rücken mit Axt und Säge den schwarzen Ungeheuern zu Leibe. In den aufragenden Ast fressen sich die neugefeilten Zähne der Säge ein. Harte Arbeit verursachen die Wurzelstöcke. Mit einem kleinen Handbeil wird an einem günstig erscheinenden Ort ein erster Spaltversuch probiert. Zeigt sich ein deutlicher Riss, so kann an dieser Stelle der «Scheidweggen» aufgesetzt werden. Mit Hilfe einer schweren Schlegelaxt oder eines Vorschlaghammers wird der Scheidweggen mit wuchtigen Schlägen in das Holz hineingetrieben und dieses schliesslich zum Bersten gebracht.

Es war nötig, diesen Vorgang ausführlich zu beschreiben, damit das Nachfolgende auch von denjenigen Lesern verstanden werden kann, die der bäuerlichen Arbeit ferne stehen.

Also, die beiden Burschen schaffen, wie man zu sagen pflegt, einander in die Hände. Der eine versucht, die günstigste Stelle herauszufinden, wo ihm ein erster Axthieb das Aufsetzen des Scheidweggens möglich macht. Sein stärkerer Kamerad versucht, die Stöcke zu zertrennen. Wieder einmal zum schweren Schlag ausholend, heisst er im Scherz den andern: «Heb der Finger druf!» Jener gehorcht dieser Aufforderung sklavisch, ob in der Meinung, es handle sich darum, den Keil besser zurecht zu drücken, wer weiss es? Und schon fährt das schwere Werkzeug hernieder.

Mit den Worten: «I ha gmeint, du schlöisch nit», und «I ha gmeint, du hebsch nit druf», stehen sie verblüfft und erschrocken einander gegenüber.

* «bäumig» hat hier nichts zu tun mit dem heutigen Allerwelts-Modewort «bäumig», das gerade so gut einen interessanten Vortrag, wie ein schmackhaftes Mittagessen, eine eindrucksvolle Bergwanderung lobend bezeichnen kann, sondern in der ursprünglichen Meinung von obstbäumigem Holz, die sich spurweise noch äussert in einem gelegentlichen Inserat; «Baumwellen zu verkaufen». Eindrücklich war mir als Schulknabe, wie ein Klassenkamerad im Passwanggebiet angesichts einer kurzstämmigen Föhre in die Worte ausbrach; «E, dört isch e Fohre wien e Baum!»

Eduard Strübin Ehrendoktor der Universität Basel

Am Dies academicus der Universität Basel (23. November 1962) verlieh die Philosophisch -Historische Fakultät unserem Freund und Kollegen Eduard Strübin, Reallehrer in Gelterkinden, die Würde eines Doktors honoris causa. Diese Promotion hat in Stadt und Land, beim Freundes- und Bekanntenkreis des Geehrten Freude ausgelöst.